

HEYNE <

DAS BUCH

Rom im Jahr 63 v. Chr.: Cicero ist endlich Konsul. Verhandlungsgeschick und sein Redetalent haben ihn an die Spitze der Macht gebracht. Im Wahlkampf hat er sich gegen den korrupten Patrizier Catilina durchgesetzt. Aber zur Verwirklichung seiner politischen Ideale läuft ihm die Zeit davon, denn Catilina hat den Kampf noch nicht aufgegeben: Zusammen mit enttäuschten Aristokraten, Veteranen, Kriminellen und anderem Gesindel bereitet er eine große Verschwörung vor, um an die Macht zu gelangen. Aber welche Rolle spielt der umtriebige Caesar dabei? Der Einfluss seines Kontrahenten wächst unaufhörlich, und Cicero muss seine Tugendhaftigkeit auf die zwangsläufige Probe stellen: Wenn man die Macht im Staat innehat – ist es dann gerechtfertigt, illegale Methoden anzuwenden, um die Republik zu retten? Schließlich erfährt Cicero von einer konspirativen Sitzung, auf der seine Ermordung geplant wurde ...

Robert Harris zeigt sich wieder einmal als wahrer Meister: Er entführt seine Leser mit einem brillant recherchierten historischen Roman ins antike Rom und liefert zugleich einen packenden Politthriller, der aktueller nicht sein könnte.

»So spannend kann Geschichte sein. Harris lässt das alte Rom wieder auferstehen. Bunt, prall, lebendig.« B.Z.

DER AUTOR

Robert Harris wurde 1957 in Nottingham geboren und studierte in Cambridge. Er war Reporter bei der BBC, Redakteur beim *Observer* und Kolumnist bei der *Sunday Times* und dem *Daily Telegraph*. 2003 wurde er als bester Kolumnist mit dem »British Press Award« ausgezeichnet. Er schrieb mehrere Sachbücher, und seine Romane *Vaterland*, *Enigma*, *Aurora*, *Pompeji*, *Imperium* und zuletzt *Ghost* (verfilmt von Roman Polanski unter dem Titel *Der Ghostwriter*) wurden allesamt internationale Bestseller. Robert Harris lebt in Berkshire, England.

LIEFERBARE TITEL

Vaterland – Enigma – Aurora – Pompeji – Imperium – Ghost

ROBERT HARRIS

TITAN

ROMAN

Aus dem Englischen von
Wolfgang Müller

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe LUSTRUM erschien bei Hutchinson, London



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 05/2011

Copyright © 2009 by Robert Harris

Copyright © 2009 der deutschen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2011

Herstellung: Helga Schörnig

Umschlaggestaltung: © Eisele Grafik-Design, München

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN: 978-3-453-43547-6

www.heyne.de

FÜR PETER

»Wir schauen mit Herablassung auf vergangene
Zeitalter, als wären sie nur ein Vorspann für *uns* ...
Was aber, wenn wir nur ein Nachglanz
von *ihnen* sind?«

J.G. Farrell, *Belagerung von Krishnapur*

TEIL EINS

KONSUL

63 v. Chr.

»O CONDICIONEM MISERAM NON MODO
ADMINISTRANDAE, VERUM ETIAM
CONSERVANDAE REI PUBLICAE!«

»Was für eine undankbare Aufgabe,
die Republik nicht nur zu regieren,
sondern auch zu bewahren!«

Cicero, Zweite Rede gegen Catilina, 9. November 63 v. Chr.

KAPITEL I

Zwei Tage vor der Amtseinführung von Marcus Tullius Cicero zum Konsul von Rom wurde nahe den Schiffshäusern der republikanischen Kriegsflotte die Leiche eines Kindes aus dem Tiber gezogen.

Ein derartiger Fund, wie tragisch auch immer, hätte normalerweise nicht der Beachtung eines designierten Konsuls bedurft. An dieser speziellen Leiche jedoch war etwas so Groteskes, etwas so den öffentlichen Frieden Bedrohendes, dass der für die Ordnung in der Stadt verantwortliche Beamte, Gaius Octavius, nach Cicero schicken ließ mit der Bitte, sofort zu kommen.

Cicero war zunächst unschlüssig, ob er gehen solle. Er schützte Arbeit vor. Da er bei den Konsulatswahlen die meisten Stimmen erhalten hatte, fiel es ihm und nicht dem Zweiten Konsul zu, die Eröffnungssitzung des Senats zu leiten. Er schrieb gerade an seiner Antrittsrede. Allerdings war mir klar, dass dies nicht der einzige Grund war. Wenn es um den Tod ging, war er ungewöhnlich zimperlich. Sogar das Töten von Tieren bei den Spielen verstörte ihn, und diese Schwäche – ein weiches Herz wird in der Politik leider immer als Schwäche wahrgenommen – fiel allmählich auf. Sein erster Impuls war, mich an seiner Stelle zu schicken.

»Natürlich gehe ich«, sagte ich vorsichtig. »Aber ...« Ich ließ den Satz unvollendet.

»Aber was?«, fragte er scharf. »Du glaubst, das gibt ein schlechtes Bild ab, oder?«

Ich antwortete nicht und fuhr mit der Übertragung seiner Rede fort. Das Schweigen zog sich in die Länge.

»Ja, ja, schon gut«, sagte er schließlich, stöhnte und stand schwerfällig auf. »Octavius ist ein tumber Trottel, aber er ist gewissenhaft. Er würde mich nicht rufen lassen, wenn es nicht wichtig wäre. Wie auch immer, ich brauche sowieso etwas frische Luft.«

Es war Ende Dezember – der Himmel war dunkelgrau, und der Wind war so schneidend, dass er einem den Atem nahm. Auf der Straße warteten etwa ein Dutzend Bittsteller in der Hoffnung, vorgelassen zu werden, und sobald der designierte Konsul durch die Tür trat, stürmten sie über die Straße auf ihn zu. »Nicht jetzt«, sagte ich und stieß sie zurück. »Nicht heute.« Cicero warf sich den Saum seines Umhangs über die Schulter, drückte das Kinn auf die Brust, und wir gingen mit forschenden Schritten den Hügel hinunter.

Nachdem wir über das Forum gegangen waren und durch die Porta Flumentana die Stadt verlassen hatten, überquerten wir den Tiber. Wir hatten schätzungsweise eine Meile zurückgelegt. Unter uns rauschte der Fluss, schnell und hoch, mit buckeligen, gelblich braunen Strudeln und wirbelnden Strömungen. Geradeaus, gegenüber der Tiberinsel, inmitten der Kais und Kräne der Navalía, wimmelte es von Menschen. (Damals war die Insel noch nicht durch Brücken mit den beiden Flussufern verbunden, woraus man ersehen kann, vor wie langer Zeit – vor mehr als einem halben Jahrhundert – sich dies alles abgespielt hat.) Als wir näher kamen, wurde Cicero von vielen der Schaulustigen erkannt. Sie starrten ihn neugierig an und machten eine Gasse frei, um uns durchzulassen. Eine Postenkette Legionäre aus den Marinekasernen riegelte den Schauplatz ab. Octavius wartete schon auf uns.

»Verzeih die Störung«, sagte Octavius und schüttelte meinem Herrn die Hand. »Ich weiß, wie beschäftigt du sein musst, so kurz vor deiner Amtseinführung.«

»Es ist mir immer eine Freude, dich zu sehen, mein lieber Octavius, egal, zu welcher Zeit. Du kennst Tiro, meinen Sekretär?«

Octavius warf mir einen gleichgültigen Blick zu. Obwohl man ihn heute nur noch als den Vater von Augustus kennt, war er zu jener Zeit der plebejische Ädil und ganz entschieden der kommende Mann. Wahrscheinlich hätte er es selbst bis zum Konsul gebracht, wäre er nicht vorzeitig – etwa vier Jahre nach diesem Zusammentreffen – am Fieber gestorben. Er führte uns aus dem Wind in eines der großen Schiffshäuser der Marine, wo auf riesigen Holzwalzen das nackte Gerippe einer reparaturbedürftigen Liburne stand. Daneben lag etwas auf dem Boden, das mit Segeltuch zugedeckt war. Octavius machte keine großen Umstände, warf das Laken zur Seite und enthüllte uns den nackten Körper eines Jungen.

Ich erinnere mich, dass er etwa zwölf Jahre alt war. Er hatte ein schönes und heiteres, in seiner Zartheit ziemlich feminines Gesicht, Spuren von goldener Farbe glitzerten auf Nase und Wangen, und in seinen nassen braunen Locken steckte ein Fetzen von einer roten Schleife. Die Kehle war aufgeschlitzt und der Körper der Länge nach bis zur Leiste aufgeschnitten – man hatte ihn ausgeweidet. Es war kein Blut zu sehen, nur diese dunkle, längliche Höhle voller Flussschlamm, die wie ein ausgenommener Fisch aussah. Wie Cicero es schaffte, den Anblick zu ertragen und dabei seine Fassung zu wahren, weiß ich nicht, aber er schluckte hörbar und wandte seinen Blick nicht ab. Schließlich sagte er heiser: »Was für eine Gräueltat.«

»Das ist noch nicht alles«, sagte Octavius. Er ging in die Hocke, umfasste den Schädel des Jungen mit beiden Händen und drehte ihn nach links. Mit der Bewegung des Kop-

fes öffnete und schloss sich die klaffende Halswunde auf obszöne Weise wie ein zweiter Mund, der uns eine Warnung zuzuflüstern versuchte. Octavius schien für all das vollkommen unempfindlich zu sein, allerdings war er Soldat und ohne Zweifel an einen solchen Anblick gewöhnt. Er strich dem Jungen die Haare zurück und legte genau über dem rechten Ohr eine tiefe Wunde frei, in die er seinen Daumen drückte. »Siehst du das? Scheint so, als hätte man ihn von hinten niedergeschlagen. Vermutlich mit einem Hammer.«

»Farbe im Gesicht. Schleifen im Haar. Von hinten niedergeschlagen, mit einem Hammer«, wiederholte Cicero, wobei die Worte immer langsamer aus seinem Mund kamen, während ihm klar wurde, wohin seine Gedanken ihn führten. »Dann die Kehle durchgeschnitten, und zum Schluss den Körper ausgeweidet.«

»Genau«, sagte Octavius. »Die Mörder müssen es darauf abgesehen haben, seine Eingeweide zu untersuchen. Er war ein Opfer – ein Menschenopfer.«

Bei diesen Worten stellten sich mir die Nackenhaare auf, und ich wusste, dass ich mich an diesem kalten, trüben Ort in Gegenwart des Bösen befand – des Bösen als einer spürbaren Kraft, so machtvoll wie der Blitz.

»Sind dir irgendwelche Sekten in der Stadt bekannt, die derart abscheuliche Praktiken pflegen?«, fragte Cicero.

»Keine. Natürlich kommen da immer die Gallier infrage – es heißt, dass sie solche Sachen machen. Aber im Augenblick sind nur wenige in der Stadt, und die führen sich ganz anständig auf.«

»Wer ist das Opfer? Hat schon jemand Anspruch auf ihn erhoben?«

»Das ist der zweite Grund, warum ich dich holen ließ, damit du selbst einen Blick auf das Opfer werfen kannst.« Octavius drehte die Leiche auf den Bauch. »Hier, über dem

Gesäß, siehst du das kleine Zeichen des Besitzers? Wer den Körper in den Fluss geworfen hat, hat es vielleicht übersehen. ›*C. Ant. M. f. C. n.*‹ Gaius Antonius, Sohn des Marcus, Enkel des Gaius. Na, wenn das keine berühmte Familie ist! Er war ein Sklave deines Mitkonsuls Antonius Hybrida.« Er erhob sich, wischte sich die Hände an dem Segeltuch ab und warf es dann achtlos wieder über die Leiche. »Was willst du jetzt unternehmen?«

Cicero schaute wie hypnotisiert auf das armselige Bündel.
»Wer weiß von der Sache?«

»Niemand.«

»Hybrida?«

»Nein.«

»Was ist mit den Leuten da draußen?«

»Es geht das Gerücht, dass es sich um irgendeine Art Ritualmord handelt. Niemand weiß so gut wie du, wie das bei Menschenmassen ist. Sie sagen, dies sei am Vorabend deines Konsulats ein schlechtes Omen.«

»Da könnten sie Recht haben.«

»Der Winter war bis jetzt hart. Die Leute werden sich nicht so schnell beruhigen. Ich dachte mir, wir könnten das Priesterkollegium der Pontifices benachrichtigen und bitten, irgendeine Art von Reinigungszeremonie ...«

»Nein, nein«, sagte Cicero schnell und wandte den Blick von der Leiche ab. »Keine Priester. Priester machen alles nur noch schlimmer.«

»Was sollen wir also tun?«

»Kein Wort zu niemandem! Die Leiche so schnell wie möglich verbrennen. Niemand darf sie sehen. Verbiete jedem, der sie gesehen hat, unter Androhung von Kerker oder Schlimmerem, dass er auch nur ein Wort verlauten lässt.«

»Und die Leute da draußen?«

»Du kümmerst dich um die Leiche, ich kümmere mich um die Leute.«

Octavius zuckte mit den Achseln. »Wie du willst.« Er klang gleichgültig. Er hatte nur noch einen Tag im Amt – ich stellte mir vor, dass er froh war, das Problem los zu sein.

Cicero ging zur Tür und atmete ein paarmal tief durch, so dass seine Wangen wieder etwas Farbe bekamen. Dann sah ich, was ich schon so oft bei ihm gesehen hatte, nämlich dass er die Schultern durchdrückte und ein selbstbewusstes Gesicht aufsetzte. Er ging nach draußen und kletterte auf einen Stapel Spanten, um zu dem Menschenauflauf zu sprechen.

»Menschen von Rom, ich habe mich mit eigenen Augen davon überzeugt, dass die dunklen Gerüchte, die in der Stadt umgehen, falsch sind!« Er musste brüllen, um sich gegen das Heulen des schneidenden Windes Gehör zu verschaffen. »Geht nach Hause zu euren Familien und genießt die restlichen Festtage.«

»Aber ich habe die Leiche selbst gesehen!«, rief ein Mann. »Das war ein Menschenopfer, es wird Unheil über die Republik bringen!«

Andere schlossen sich an. »Die Stadt ist verflucht!«

»Euer Konsulat ist verflucht!«

»Holt die Priester!«

Cicero hob die Hände. »Es stimmt, die Leiche befand sich in einem grauenvollen Zustand. Aber was habt ihr erwartet? Der arme Bursche hat lange im Wasser gelegen. Die Fische haben auch Hunger. Die besorgen sich ihr Futter dort, wo sie es kriegen können. Wollt ihr wirklich, dass ich einen Priester hole? Was soll der tun? Die Fische verfluchen? Die Fische *segnen*?« Ein paar fingen an zu lachen. »Seit wann fürchten sich Römer vor *Fischen*? Geht nach Hause. Lasst es euch gutgehen. Übermorgen haben wir ein neues Jahr, mit einem neuen Konsul – einem, da könnt ihr sicher sein, der immer für euer Wohlergehen sorgen wird!«

Es war keine große Ansprache, nicht nach seinen Maßstäben, aber sie erfüllte ihren Zweck. Einige aus der Menge

ließen ihn sogar hochleben. Er sprang von dem Holzstapel herunter. Die Legionäre drängten den Pöbel zurück, und wir machten uns schnell auf den Rückweg. Als wir uns dem Stadttor näherten, schaute ich mich noch einmal um. Die ersten Schaulustigen lösten sich schon aus der Menge und machten sich davon, um neue Vergnügungen aufzutun. Als ich mich wieder Cicero zuwandte, um ihm zur Wirkung seiner Worte zu gratulieren, stand er vornübergebeugt am Straßenrand und übergab sich.



Am Vorabend von Ciceros Konsulat glich die Stadt einem brodelnden Kessel – aus Hunger, Gerüchten und Angst; aus verkrüppelten Veteranen und bankrotten Bauern, die an jeder Straßenecke die Passanten anbettelten; aus lärmenden Banden betrunkenen junger Männer, die die Ladenbesitzer terrorisierten und Schlägereien anzettelten; aus Frauen, die guten Familien entstammten und sich offen vor den Tavernen prostituierten; aus plötzlich ausbrechenden Feuersbrünsten, stürmischen Gewittern, mondlosen Nächten und den Abfall durchwühlenden Hunden; aus Fanatikern, Wahrsagern und Bettlern. Pompeius war noch als Oberbefehlshaber der Legionen im Osten, und in seiner Abwesenheit hing wie Nebelschwaden vom Fluss eine beklommene, wechselhafte Stimmung in den Straßen, die jedem eine unerklärliche Angst einjagte – als drohte irgendein gewaltiges Ereignis, von dem aber niemand eine klare Vorstellung hatte. Es hieß, die neuen Volkstribunen arbeiteten zusammen mit Caesar und Crassus an einem weitreichenden und geheimen Plan, Siedlungsland an die arme Stadtbevölkerung zu verteilen. Cicero hatte vergeblich versucht, Näheres darüber herauszufinden. Es war klar, dass die Patrizier Widerstand leisten würden. Güter aller Art wurden knapp, Nahrungs-

mittel wurden gehörtet, die Läden waren leer. Sogar die Geldverleiher gaben keine Kredite mehr aus.

Was Ciceros Mitkonsul Gaius Antonius Hybrida anging – Hybrida, der Mischling: halb Mensch, halb Tier –, so war dieser ein Barbar und dumm, also ein perfekter Kandidat für Ciceros Todfeind Catilina, der sich zusammen mit ihm um das Konsulat beworben hatte. Dennoch hatte Cicero sich – weil er glaubte, Verbündete zu brauchen, und obwohl ihm klar war, welche Risiken das barg – unermüdlich um ein gutes Verhältnis zu Antonius Hybrida bemüht. Unglücklicherweise hatten seine Annäherungsversuche zu nichts geführt, und ich weiß auch, warum. Es war Brauch, dass die beiden designierten Konsuln im Oktober ausloten, wer nach Ende der einjährigen Amtszeit in welcher Provinz Statthalter werden würde. Hybrida, dem die Schulden bis zum Hals standen, hatte seine Hoffnungen auf das rebellische, aber lukrative Macedonia gesetzt, wo immense Reichtümer nur darauf warteten, eingesammelt zu werden. Zu seinem großen Ärger hatte er jedoch die friedlichen Auen von Gallia Cisalpina erwischt, wo nicht mal eine Feldmaus aufmuckte. Es war Cicero, der Macedonia gezogen hatte, und als das Ergebnis im Senat verkündet wurde, hatte sich ein derart infantiler Ausdruck von Groll und Überraschung auf Hybridas Gesicht gespiegelt, dass die gesamte Kammer in Gelächter ausgebrochen war. Seitdem hatten er und Cicero kein Wort mehr miteinander gesprochen.

Kein Wunder, dass Cicero sich schwertat, seine Ansprache zur Amtseinführung aufzusetzen, und dass, als wir wieder zu Hause waren und er mit dem Diktat fortzufahren versuchte, seine Stimme immer wieder verstummte. Mit geistesabwesendem Gesichtsausdruck starrte er ins Leere und fragte sich ein ums andere Mal mit lauter Stimme, warum man den Jungen auf diese Weise umgebracht habe und was es bedeute, dass er Hybrida gehört hatte. Cicero stimmte

mit Octavius überein: Wahrscheinlich waren die Gallier die Täter. Menschenopfer gehörten zu ihren kultischen Handlungen. Er ließ deshalb dem mit ihm befreundeten Quintus Fabius Sanga, dem einflussreichsten Fürsprecher der Gallier im Senat, eine Botschaft überbringen, in der er ihn inoffiziell fragte, ob er ihnen eine solche Gräueltat zutraue. Binnen einer Stunde teilte ihm Sanga in einem Brief ziemlich verärgert mit, dass er das natürlich nicht für möglich halte und dass die Gallier es als schwere Beleidigung auffassen würden, sollte der designierte Konsul derart abträgliche Spekulationen verbreiten. Cicero warf den Brief seufzend beiseite und versuchte, den Faden seiner Gedanken wieder aufzunehmen. Aber er schaffte es nicht, sie auf logische Weise miteinander zu verknüpfen, und kurz vor Sonnenuntergang verlangte er wieder nach seinem Umhang und seinen Stiefeln.

Ich hatte angenommen, dass er wie so oft, wenn er an einer Rede arbeitete, in den öffentlichen Gärten nicht weit von unserem Haus einen Spaziergang machen wollte. Doch als wir die Kuppe des Hügels erreicht hatten, wandte er sich nicht nach rechts, sondern ging weiter in Richtung Porta Esquilina, und ich begriff zu meiner Verwunderung, dass er den Ort jenseits der heiligen Grenze der Stadt ansteuerte, wo die Leichen verbrannt wurden – einen Ort, den er sonst um jeden Preis mied. Wir gingen an den Trägern, die gleich hinter dem Eingang mit ihren Handkarren auf Arbeit warteten, und dem niedrigen Gebäude vorbei, in dem der Carnifex seinen Amtssitz hatte, da es ihm als amtlichem Scharfrichter verboten war, innerhalb der Stadtgrenzen zu leben. Schließlich erreichten wir den heiligen Hain der Libitina, in dem es von krächzenden Krähen nur so wimmelte, und näherten uns dem Tempel. In jenen Tagen befand sich hier das Hauptquartier der Bestatterzunft: der Ort, an dem man alles Nötige für ein Begräbnis kaufen konnte, von den Utensi-

lien, die man zur Einölung eines Leichnams benötigte, bis zu der Totenbahre, auf der man die sterblichen Überreste einäscherte. Cicero ließ sich von mir Geld geben, ging weiter und sprach mit einem Priester. Er gab ihm den Beutel mit dem Geld, und gleich darauf erschienen ein paar professionelle Klageweiber. Cicero winkte mich zu sich. »Wir kommen gerade passend«, sagte er.

Wir müssen eine seltsame Prozession abgegeben haben, als wir im Gänsemarsch den Campus Esquilinus überquerten, vorneweg die Klageweiber mit den Weihrauchgefäßen, dann der designierte Konsul, dann ich. Im Dämmerlicht um uns herum die züngelnden Flammen der Scheiterhaufen, die weinenden Hinterbliebenen und der widerwärtig süßliche Geruch von Weihrauch – der stark war, aber doch nicht stark genug, um den Gestank der brennenden Toten zu überdecken. Die Klageweiber führten uns zu der öffentlichen Ustrina, wo schon ein Handkarren mit einem Stapel Leichen stand, die darauf warteten, in die Flammen geworfen zu werden. Ohne Kleidung und Schuhe sahen die Körper, auf die niemand Anspruch erhoben hatte, im Tod so armselig aus, wie sie es auch im Leben gewesen waren. Nur der ermordete Junge war bedeckt: Ich erkannte das Segeltuch, in das man ihn jetzt stramm eingnäht hatte. Als ein paar Helfer ihn mühelos auf das Eisengitter warfen, beugte Cicero den Kopf, und die angemieteten Klageweiber verfielen in besonders lautes Wehklagen, ohne Zweifel in der Hoffnung auf ein gutes Trinkgeld. Die Flammen schossen in die Höhe, fielen wieder in sich zusammen, und dann war alles sehr schnell vorbei: Den Jungen hatte das Schicksal ereilt, das uns alle erwartet.

Diese Szene habe ich nie vergessen.

Die zweifellos größte Gnade, die uns die Vorsehung gewährt, ist die Unkenntnis über unsere Zukunft. Stellen wir uns nur einmal vor, wir wüssten, was aus unseren Hoffnun-

gen und Plänen wird, oder wir könnten voraussehen, auf welche Weise wir dereinst sterben – unser Leben wäre ruiniert! Stattdessen leben wir von Tag zu Tag stumpfsinnig und zufrieden wie die Tiere. Aber am Ende muss alles wieder zu Staub zerfallen. Kein Mensch, keine Ordnung, kein Zeitalter kann diesem Gesetz entrinnen; alles unter den Sternen muss zugrunde gehen; der härteste Felsen ist irgendwann ausgewaschen. Nichts bleibt außer den Worten. Eingedenk dieser Tatsache und in der erneuerten Hoffnung, dass ich lange genug leben möge, um meine Aufgabe zu erfüllen, werde ich nun die außerordentliche Geschichte von Ciceros Jahr als Konsul der römischen Republik erzählen und was ihm in den vier Jahren danach widerfuhr – eine Zeitspanne, die wir Sterblichen *lustrum* nennen, die für die Götter aber nicht mehr als ein Blinzeln ist.

KAPITEL II

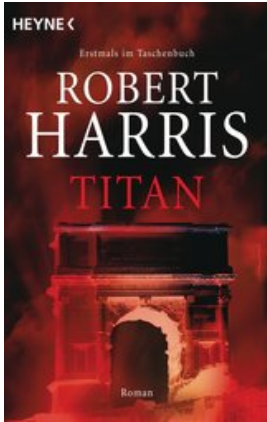
Am nächsten Tag, dem Tag vor der Amtseinführung, schneite es – dichter Schneefall, wie er sonst nur in den Bergen vorkommt. Er hüllte die Tempel des Kapitols in weiches marmornes Weiß und überzog die ganze Stadt mit einer Decke, so dick wie die Hand eines Mannes. Ich hatte so etwas noch nie zuvor gesehen und habe trotz meines hohen Alters auch nie wieder von einem derartigen Vorkommnis gehört. Schnee in Rom? Das musste bestimmt ein Omen sein. Aber wofür?

Cicero hielt sich in seinem Arbeitszimmer auf. Neben ihm stand ein kleines Becken mit einem Kohlenfeuer, und er arbeitete wieder an seiner Rede. Er glaubte nicht an Menetekel. Als ich ins Zimmer stürmte und ihm von dem Schnee erzählte, zuckte er nur mit den Achseln. »Na und?« Als ich ihm vorsichtig den von den Stoikern vertretenen Standpunkt zur Verteidigung von Prophezeiungen darlegte – wenn es Götter gebe, dann müssten sie sich auch um die Menschen kümmern, und wenn sie sich um die Menschen kümmerten, dann müssten sie uns auch Zeichen ihres Willens senden –, fiel er mir lachend ins Wort: »Angesichts ihrer unvergänglichen Kräfte würden sich die Götter gewiss verständlicherer Ausdrucksformen bedienen als Schneeflocken! Warum schreiben sie uns keinen Brief?« Er wandte sich wieder zu seinem Schreibpult um und schüttelte ki-

chernd den Kopf über meine Leichtgläubigkeit. »Also wirklich, Tiro, kümmere du dich jetzt wieder um deine Aufgaben, und pass auf, dass mich niemand stört.«

Derart zurechtgewiesen, verließ ich das Zimmer, kontrollierte erst den Stand der Festzugsvorbereitungen zur Amtseinführung und nahm mir dann seine Korrespondenz vor. Damals war ich seit sechzehn Jahren sein Sekretär, und es gab keinen Bereich seines Lebens, ob öffentlich oder privat, mit dem ich nicht vertraut war. In jenen Tagen arbeitete ich gewöhnlich an einem Klapptisch, der vor seinem Arbeitszimmer stand, so dass ich ungebetene Besucher abwimmeln konnte und immer hörte, wenn er nach mir rief. Von diesem Platz aus konnte ich an jenem Morgen wahrnehmen, was sich im Haushalt abspielte: Terentia marschierte im Speisezimmer ein und aus, fuhr dabei die Mädchen an, weil ihr die Winterblumen für den neuen Status ihres Mannes nicht gut genug waren, und schimpfte den Koch aus, weil ihr der Speiseplan für das abendliche Essen nicht zusagte. Der kleine Marcus, der schon über ein Jahr alt war, tapste ihr auf wackeligen Beinen hinterher und krakeelte aufgeregt den Schnee an. Ciceros Augenstern Tullia, die inzwischen dreizehn war und im Sommer heiraten würde, übte mit ihrem Hauslehrer griechische Hexameter.

Ich war so mit Arbeit eingedeckt, dass ich erst nach Mittag wieder Gelegenheit fand, einen Blick vor die Tür zu werfen. Trotz der mittäglichen Stunde war die Straße leer. Es hing eine gedämpfte, unheilvolle Stimmung über der Stadt; es war so still wie um Mitternacht. Der Himmel war bleich, es hatte zu schneien aufgehört, und der Frost hatte den Schnee mit einer glitzernden weißen Kruste überzogen. Noch heute – wie eigenartig sind doch die Launen der Erinnerung im hohen Alter –, noch heute kann ich mich an das Gefühl erinnern, als ich mit meiner Schuhspitze die knackende Schneekruste durchbrach. Ich atmete noch einmal



Robert Harris

Titan
Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 544 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-43547-6

Heyne

Erscheinungstermin: April 2011

Cicero hat es geschafft – Verhandlungsgeschick und sein Redetalent haben ihn an die Spitze der Macht gebracht: Er bekleidet als Konsul das höchste Amt in Rom. Aber seine Widersacher haben sich längst formiert. Eine große Verschwörung droht die gesamte Republik zu stürzen. Und immer wieder scheint es der gerissene Caesar zu sein, der im Hintergrund die Fäden zieht

...